This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 313 680

P T
2635
O2378
R66
1906
MAIN

EUGEN ROBERT

ROMANSTOFFE

DREI EINAKTER

OESTERHELD & Co. VERLAG
BERLIN 1906

YB 50204

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ROMANSTOFFE

DREI EINAKTER VON

EUGEN ROBERT

Library of
California

ERSCHIENEN IM VERLAGE VON
OESTERHELD & Co., BERLIN 1906

Digitized by Google

ALLE RECHTE, BESONDERS DAS DER AUFFÜHRUNG, VORBEHALTEN. — DEN BÜHNEN GEGENÜBER MANUSKRIPT.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

PT2635
O2378
R66
1906
MAIN

DIE AUDIENZ

„THEATERSTÜCK“
IN EINEM AKT

250133

Digitized by Google

PERSONEN

DIE KÖNIGIN VON ENGLAND
DER GRAF VON LEICESTER
DER FRANZÖSISCHE GESANDTE

SCHAUPLATZ: LONDON

DAS STÜCK SPIELT 1565,
WURDE ABER 1904 GESCHRIEBEN.

Digitized by Google

(Arbeitszimmer der Königin. — Rechts, an dem großen Schreibtisch, sitzt die Königin, in die Lektüre eines Schriftstücks vertieft. Vor ihr steht, mehrere Aktenstücke in der Hand, der Graf von Leicester. Die Königin — mit der Elisabeth der State Papers und Macaulays nicht identisch — ist 32 Jahre alt; hohe Figur; rotblondes Haar; Herrscheraugen. Die Unterredung mit dem Grafen über Staatsangelegenheiten langweilt sie sehr; sie liebt den schönen Jüngling, in ernsten Fragen aber wird sie von dem fortwährenden Gefühl ihrer Überlegenheit bedrückt. Sie weiß zu gut, daß sie ihn ebenso beherrschen könnte, wenn er der König von England und sie seine Maitresse wäre.)

DIE KÖNIGIN (unterschreibt das Aktenstück und übergibt es dem Grafen; zerstreut, ohne ihn anzusehen): Weiter ...

DER GRAF: Ich bin für heute fertig, Majestät.

DIE KÖNIGIN (wie oben): Danke. — Um wieviel Uhr werde ich den Grafen de Foix empfangen?

DER GRAF: Der französische Gesandte ist bereits seit einer halben Stunde im Schlosse und wartet auf die Entschließung Eurer Majestät.

DIE KÖNIGIN: Warum haben Sie das nicht sofort gemeldet? Glauben Sie, daß Ihr Vortrag mir wichtiger ist?

DER GRAF: Bevor Majestät meinen Bericht anzuhören geruhten, hatte ich die Ehre zu erwähnen ...

DIE KÖNIGIN: Mir scheint, Sie haben ein schlechtes Gedächtnis, Graf. (Kurze Pause.)

DER GRAF: Darf ich jetzt dem französischen Gesandten ...

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: Nein. Er kann noch warten. — Haben Sie mich vielleicht auch darüber unterrichtet, was der Gesandte wünscht?

DER GRAF: Im Namen des Königs von Frankreich wird er wieder um die Hand Eurer Majestät anhalten.

DIE KÖNIGIN: Schön. — Was soll ich ihm antworten?

DER GRAF: Der Staatskanzler hat in seinem ausführlichen Memorandum die Vorzüge und die Nachteile dieser Verbindung gewürdigt. Ich habe meinerseits nichts hinzuzufügen.

DIE KÖNIGIN: Das ist korrekt, Mylord. Sehr korrekt. Der Graf von Leicester unterwirft sich der Meinung meines Staatskanzlers. Hat nichts hinzuzufügen . . .

DER GRAF: Ich kenne übrigens die Antwort Eurer Majestät.

DIE KÖNIGIN: Ah! Die lautet?

DER GRAF (etwas deklamierend): Sie ist als Jungfrau und Königin geboren; sie ist als Jungfrau und Königin gestorben: das soll auf meinem Grabdenkmal stehen.

DIE KÖNIGIN: Der stolze Spruch ist von Lord Cecil als Antwort für das ungeduldige Parlament verfaßt; klingt auch ganz gut. Glauben Sie nicht, daß er für meine Verlobung etwas finden würde, das sich noch viel besser hören läßt? — — Ich sehe, wir müssen eine andere Tonart versuchen. — Was ist dein Rat, Robert?

DER GRAF: Elisabeth!

DIE KÖNIGIN (sich leise zurückziehend): Nun?

Digitized by Google

DER GRAF (erregt): Wenn dir nichts daran gelegen ist, daß ich des Königsmordes schuldig . . .

DIE KÖNIGIN: Also Eifersucht. Sie scheinen zu vergessen, Graf, daß der König von Frankreich fünfzehn Jahre alt ist.

DER GRAF: In fünf Jahren wird der Gemahl der englischen Königin zwanzig Jahre alt sein!

DIE KÖNIGIN: In fünf Jahren! Mein lieber Graf! . . . Wenn Euch nur vor der — Gegenwart nicht bange ist . . .

DER GRAF (treuherzig): Jetzt habe ich keine Angst!

DIE KÖNIGIN: Solltet Ihr vielleicht gar nicht bemerken, wie beredt dieser französische Gesandte für seinen König wirbt?

DER GRAF: Er sieht die Schönheit Eurer Majestät: das beweist nur, daß er nicht blind ist.

DIE KÖNIGIN: Und wenn er auch . . . mir gefallen würde?

DER GRAF: Nein! Da kenne ich meine Elisabeth...

DIE KÖNIGIN (unterbricht ihn streng): Ihr habt noch zu berichten, Herr Graf. Was ist das für ein Mensch?

DER GRAF: Wer, Majestät?

DIE KÖNIGIN: Nun, der Graf de Foix.

DER GRAF: Ein sonderbarer Kauz. Ich habe noch nie einen so verschlossenen Menschen gesehen. Er lebt seit Monaten in London und verkehrt mit niemand. Mit niemand, Majestät. Trotzdem Eure Majestät den französischen Gesandten schon öfters zu empfangen geruhten, hat er vor kurzer Zeit uns Minister zum erstenmal besucht, — und da dachte ich . . . so . . . gestern, ich sollte eigentlich die Visite erwidern . . .

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: Gestern?

DER GRAF: Ja, Majestät.

DIE KÖNIGIN: Ohne mein Wissen? Das war unvorsichtig.

DER GRAF: Ich sagte mir, vielleicht kann ich das Visier dieses einsamen Ritters lüften, ... und ...

DIE KÖNIGIN: Das ist dir aber nicht gelungen, wie?

DER GRAF: Nein, wirklich nicht. Er hat mir seine Pferde, seine Bücher gezeigt — der Mensch hat mehr Bücher als Eure Majestät! — aber nichts Kluges war aus ihm herauszubringen.

DIE KÖNIGIN: Worüber habt Ihr gesprochen?

DER GRAF: Er fragte viel über Eure Majestät, — und ich antwortete selbstverständlich mit Vergnügen. Später über den Hofball — über ...

DIE KÖNIGIN: In der Tat, das war sehr, sehr unvorsichtig.

DER GRAF (sieht die Königin verwundert an).

DIE KÖNIGIN: Wißt Ihr denn, was dieser Mensch hier erreichen will?

DER GRAF: Das weiß ich leider zu genau. Die Hand ...

DIE KÖNIGIN: Ihr habt wenig Sinn für Staatsgeschäfte! Was denkt Ihr, was möchte de Foix sagen, wenn ich jetzt den Antrag des französischen Königs annähme?

DER GFAF: Der Kerl wäre überglücklich, aber ich ...

DIE KÖNIGIN: Ach du! ... Nein, Herr Graf! Nach Hause eilen würde er und vor Wut seine Bücher zerreißen.

DER GRAF (bestürzt): Majestät!

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: Sein Ziel ist nicht meine Hand, sondern der Krieg zwischen England und Frankreich.

DER GRAF (findet keine Worte).

DIE KÖNIGIN (schlägt mit der Hand auf einen Aktenbund): Hier des Staatskanzlers geheime Berichte! Graf de Foix ist mit den Guisen verbündet, die uns Calais nicht verzeihen können. Krieg und Rache wollen sie haben. Und während die französische Regierung mit uns über unsere Ehe ehrlich unterhandelt, soll dieser amtliche Gesandte selbst hier bewirken, daß wir Frankreich den Krieg erklären — oder wenigstens, daß wir genügend Grund geben zum Kriege. Könnt Ihr das begreifen?

DER GRAF: Dann ist doch dieser de Foix Verräter an seiner eigenen Regierung!

DIE KÖNIGIN: Das habt Ihr schon herausgefunden? Nun, ich will Calais behalten. Ich will auch den Frieden. Und wehe dem, der mit einer dummen Eifersucht meine Pläne durchkreuzt. Der Gesandte des französischen Königs darf nicht beleidigt werden! Jeder — versteht Ihr: jeder — muß ihn mit Höflichkeit, mit außergewöhnlicher Höflichkeit behandeln! Habt Ihr gehört, Graf Leicester?

DER GRAF: Jawohl, Majestät.

DIE KÖNIGIN: Dann könnt Ihr den Gesandten hereinführen.

DER GRAF: Er hat um geheime Audienz gebeten.

DIE KÖNIGIN: Um so besser! . . . Ich erwarte ihn hier.

DER GRAF: Majestät! — (verbeugt sich tief und will gehen. Bei der Tür).

DIE KÖNIGIN: Robert! (sie reicht ihm die Hand).

Digitized by Google

DER GRAF (küßt lange, leidenschaftlich die Hand der Königin; dann geht er rasch ab).

DIE KÖNIGIN (sitzt wieder am Schreibtisch in ihrem großen Fauteuil und sieht dem Grafen eine Weile mit ein wenig traurigem Lächeln nach; dann überblickt sie den Schreibtisch, nimmt den erwähnten Aktenbund in die Hand und läßt ihn mit einem Frohlocken des Kampfes wieder fallen. Sie ordnet vor einem Handspiegel ihr Haar. Ein Diener erscheint und meldet mit tiefer Verbeugung: „Der französische Gesandte, Graf Paul de Foix." Geht sofort ab und nach einer Minute erscheint mit festen Schritten der Gesandte. Er ist 35 Jahre alt, sein schwarzes Haar fällt auf der rechten Seite tief in die Stirn. Er kommt in die Mitte des Zimmers und verbeugt sich).

DER GESANDTE: Seine Königliche Majestät, Karl von Fankreich sendet Eurer Majestät in Verehrung und in Liebe seinen brüderlichen Gruß.

DIE KÖNIGIN: Dem Sender meinen schwesterlichen Gruß, meine unveränderte Huld dem Überbringer.

DER GESANDTE: Der Überbringer bedankt sich ganz ergebenst für die gewährte Audienz.

DIE KÖNIGIN: Ich höre es immer mit Vergnügen, Graf de Foix, wenn Sie (etwas deklamierend) im Namen seiner Königlichen Majestät um meine Hand feierlich anhalten.

DER GESANDTE: Wort für Wort mein Auftrag, Majestät.

DIE KÖNIGIN: Das siebente Mal.

DER GESANDTE: Sechsmal habe ich keine Antwort erhalten.

DIE KÖNIGIN: Da sind Sie wahrlich ungerecht! Lord Cecil hat immer stundenlang gearbeitet, damit meine Antwort nur ohne Fehler sei.

Digitized by Google

DER GESANDTE: Sie war auch tadellos. Nur ist manchmal eine Antwort keine Antwort.

DIE KÖNIGIN: Ist diese Verbindung Ihrem Herrscher denn so dringend?

DER GESANDTE: Meinem König kaum, Majestät. Mir um so mehr.

DIE KÖNIGIN: Dem Grafen de Foix? Das ist schwer zu erklären ... (Überrascht): Ja, langweilen Sie sich in London?

DER GESANDTE (ruhig): Ziemlich, Majestät.

DIE KÖNIGIN (mit leiser Ironie): Ein Ritter ohne Furcht ...

DER GESANDTE: Ich würdige am besten die kluge, vorsichtige und tiefe Diplomatie des Staatskanzlers Eurer Majestät — aber amüsant ist er wirklich nicht.

DIE KÖNIGIN: Was wollen Sie von meinem braven Cecil? Sie leben doch seit einem halben Jahre am Hofe Elisabeths?

DER GESANDTE: Am Hofe wohl. Doch — Elisabeth ist mir unbekannt. Was sie in diesen Monaten zu mir sprach, damit hat sich der brave Cecil vorher stundenlang geplagt.

DIE KÖNIGIN (streng): Ist Ihnen die Art des Staatskanzlers zu trocken? (Mit leichtem Lächeln): Gut. Sagen Sie mir, mein bester Graf, was ist Ihre Meinung über die Eheschließung zwischen mir und dem König von Frankreich?

DER GESANDTE: Wenn Eure Majestät huldvollst für diese Heirat sich entscheiden, gibt mir meine Regierung als Zeichen des Dankes und der Zufriedenheit eine schwere goldene Kette. Verweigern Sie Ihre

Digitized by Google

Hand, dann bekomme ich denselben Schmuck nach alter englischer Gepflogenheit aus diesen königlichen Händen bei der Abschiedszeremonie. Ich bin aufrichtig, Majestät: Sie sehen, die Kette ist mir sicher.

DIE KÖNIGIN: Es ist eine Antwort für Lord Cecil ... Nein, Graf de Foix! Sie kennen Karl den Fünfzehnten, Sie müssen mir gestehen, ob er außer seiner Jugend noch Eigenschaften hat, die ich ihm zu verzeihen habe?

DER GESANDTE: Er ist ein König von Gottes Gnaden.

DIE KÖNIGIN: Von Gottes Gnaden? ... Und Sie wagen sich zu beschweren, daß Sie mit Elisabeth niemals gesprochen! Sie, der Sie in diesem Raum nicht einen Augenblick vergessen, daß Sie ein Franzose, ein Diplomat, ein Gesandter sind! In meiner Person sehen Sie nur den staatsrechtlichen Begriff — und Sie wollen den Menschen in einer Königin finden! Dazu muß man selbst ein Mensch sein, Herr Graf!

DER GESANDTE: Mir fehlt der Mut zu diesem Wagnis nicht, ob aber Eure Majestät ...

DIE KÖNIGIN: Das wollen wir sehen! — — Also ... (Handbewegung zum Platznehmen) Sie sind jetzt nicht mehr der fremde Gesandte, den Recht und Sitte in meinen Ländern schützt — und ich nicht Königin. Für dieses Gespräch bin ich: Madame. Bitte, nehmen Sie Platz.

DER GESANDTE (den angebotenen Stuhl mit leisem Lächeln annehmend): Besten Dank.

DIE KÖNIGIN: Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen erst etwas erzählen; zum Beispiel — damit

Digitized by Google

ich nicht langweilig werde — von einem Gesandten, der öffentlich um die Hand einer Königin wirbt, und im geheimen den Krieg zwischen zwei Ländern stiften will.

DER GESANDTE (schaut sie überrascht an, erhebt sich, verliert aber seine Ruhe nicht, faßt sich und sinkt lächelnd, langsam in den Stuhl zurück): Das muß ein kurioser Mensch sein. Ich glaube ihn sogar zu kennen. Doch wenn ich wohl unterrichtet bin, ist von einem Krieg noch lange keine Rede.

DIE KÖNIGIN: Man muß geduldig auf die günstige Gelegenheit warten.

DER GESANDTE: Madame, Geschicklichkeit ist unerläßlich, wenn man einen Frieden zustande bringen will, — nicht einen Krieg.

DIE KÖNIGIN: Wie sonst können Sie den Fall erklären?

DER GESANDTE: Hinter dem öffentlichen Amt liegt ein geheimer Auftrag; hinter dem Auftrag wahrscheinlich etwas noch Geheimeres, was Amt und Auftrag vergessen macht.

DIE KÖNIGIN: So gewissenlos ist dieser Gesandte nicht.

DER GESANDTE: Dann kennen Sie ihn nicht gut genug, Madame. Jemand, der seine mächtige Regierung im Stich läßt, um einer kleinen Opposition zu dienen: wird auch dieser Partei untreu — einer Person zuliebe.

DIE KÖNIGIN: Die Sie nicht nennen dürfen.

DER GESANDTE: Die ich nicht nennen will.

DIE KÖNIGIN: Ist es wenigstens erlaubt, die Gründe dieser Verschwiegenheit zu erraten?

Digitized by Google

DER GESANDTE: Die Gründe verheimliche ich nicht. Ich weiß: was ich tue, ist nicht nur vermessen, sondern auch unklug. Meine Kühnheit zaudert aber noch, weil ich nicht ganz im klaren bin, ob diese Eine auch solcher Dummheit wert ist?

DIE KÖNIGIN: Sie sind doch sonst ein Menschenkenner?

DER GESANDTE: Hier stört aber etwas meine Rechnung. Eine unerklärliche Sympathie dieser geheimnisvollen Einen für Jemand, der . . . (macht eine verächtliche Handbewegung).

DIE KÖNIGIN: Ich weiß nicht, über wen Sie sprechen. Doch kann die merkwürdigste Sympathie nicht damit begründet sein, daß sie allen Andern mißfällt? Begreifen Sie nicht, welch ein herrliches Gefühl es ist, der ganzen Welt zu trotzen?

DER GESANDTE: Das wäre einer Frau allerdings zu verzeihen.

DIE KÖNIGIN: Nur einer Frau?

DER GESANDTE: Nur einer Frau.

DIE KÖNIGIN: Die dunkeln Worte werden eintönig mit der Zeit . . .

DER GESANDTE: Wenn Sie mit Ihrer Erzählung zu Ende sind, Madame . . .

DIE KÖNIGIN: So ungefähr. Der Graf von Leicester hat Sie gestern besucht?

DER GESANDTE (steht auf, steif): Jawohl, Majestät.

DIE KÖNIGIN: Madame —

DER GESANDTE: Die Dame, mit der ich eben gesprochen, hat mit dem Grafen von Leicester nichts zu tun.

DIE KÖNIGIN: Wissen Sie das bestimmt?

Digitized by Google

DER GESANDTE: Ganz bestimmt. Die hat dem Grafen nichts zu sagen.

DIE KÖNIGIN: Mir scheint, Sie beurteilen den armen Lord zu streng . . .

DER GESANDTE: Oder die Dame zu mild. Vielleicht. Ich will daran glauben, daß ich nicht unrecht haben kann.

DIE KÖNIGIN: Mit andern Worten, mon cher, Sie halten fest daran, daß diese Dame und die englische Königin nicht dieselbe ist.

DER GESANDTE: Gewiß. Zwei Männern, wie Leicester und ich sind, kann keine Frau dasselbe bedeuten.

DIE KÖNIGIN: Das ist zu nett! Also eine Frau ist, was sie Euch bedeutet?

DER GESANDTE: Das nicht, Madame. Ich habe mir sogar Fälle erzählen lassen, wo bei einem liebenden Paar die Frau eine Persönlichkeit war und der Mann ein Spielzeug . . . Aber doch . . . uns Männern ist eigentlich nicht das Wertvollste, was der Frau gehört; wir lieben eher, was sie von uns empfängt.

DIE KÖNIGIN: Ihr sprecht in Rätseln.

DER GESANDTE: Ich will versuchen, deutlicher zu werden. Durch Eure Güte . . . durch die Güte ihrer königlichen Majestät war ich vorige Woche zu einer Theatervorstellung geladen. Da habe ich so darüber nachgedacht . . . Es war ein schönes Stück, das die Komödianten aufführten, aber — habt Ihr das noch nie bemerkt, Madame? — es waren fortwährend dieselben Bretter und im Hintergrund dieselben Teppiche. Nur an einem Stückchen Holz war „Frankreich" zu lesen, und ich atmete meiner Heimat Duft. Nach einigen

Digitized by Google

Minuten wurde das Brett ausgetauscht, „London" war jetzt die Aufschrift, und den Sonnenschein verdrängte feuchter Nebel. Jetzt sahen wir eine Burg, bald einen Thronsaal, dann wieder die weitziehende Landstraße. Und fortwährend waren es dieselben Bretter, dieselben Teppiche. — So ist die Frau, Madame. Eine Bühne, die immer die gleiche bleibt, und die in jedem Augenblick sich verändert. Eine Dekoration, im letzten Grunde so riesig einfach, in unserer Phantasie doch herrlich bunt. Jedermann befestigt an ihr eine andere Tafel, und wenn er auch glaubt, er könnte ohne die Bühne nicht länger leben: wert ist ihm nur, was die Tafel bedeutet.

DIE KÖNIGIN: Die vollklingende Rhetorik beweist — wenn Ihr das Recht habt, im Namen aller Männer zu reden — daß Eure kleinliche Eitelkeit in uns Frauen nicht ein Bild sucht — ein Bild, das in eigenen Farben etwas, Bedeutendes oder Nichtiges, aber etwas sagt — sondern einen Spiegel, der in langweiliger Ewigkeit immer Eure hochgeschätzten Züge zeigt. — Ist das der Sinn von Euerm Vergleich? . . .

DER GESANDTE: Ich sprach das Gleichnis, weil mir das Gleichnis gefällt. Doch will ich es nicht bestreiten, daß die Frau lange nicht so eitel ist wie wir.

DIE KÖNIGIN (betrachtet ihn wohlgefällig): Ihr seid geschickt, Graf de Foix. Eure Schmeichelei klingt so aufrichtig, wie Eure Grobheit.

DER GESANDTE: Schmeicheln werde ich der Majestät, nicht Euch, Madame. Die Wahrheit ist es: die Frau ist die tiefere in der Liebe, darum ist . . . unsere Eifersucht tiefer.

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: Und wie Eure Liebe — oberflächlich unsere Eifersucht?

DER GESANDTE: Oberflächlich . . . meinetwegen! Über das Wort kann man vielleicht streiten — — — Denkt nur zum Exempel, uns belauschte jetzt Euer verliebter Gemahl. — Er würde lächeln. Und zu sich sagen, daß dieser de Foix, der so flott über Liebe, Frauen, Ehe — spricht: ganz ungefährlich sei. Wie anders meine Frau. Die würde überzeugt sein, daß in einer Plauderei Küsse und Umarmung liegen können, die wäre nicht nur . . .

DIE KÖNIGIN: Sie gehört wohl auch zum Exempel, Eure Frau?

DER GESANDTE: Nein.

DIE KÖNIGIN: Ihr wollt doch nicht sagen . . . ?

DER GESANDTE: Doch. Natürlich. Ich bin verheiratet.

DIE KÖNIGIN: Das ist nicht möglich. Das kann nicht Euer Ernst sein!

DER GESANDTE: Wie dürft ich wagen, mit Euch zu scherzen?

DIE KÖNIGIN: Ihr habt doch nie eine Erwähnung getan!

DER GESANDTE: Mit meinen Privatverhältnissen Euch zu langweilen, habe ich bisher keine Gelegenheit, keinen Grund — auch keine Lust gehabt.

DIE KÖNIGIN: Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht. Und daß Ihr diesen kleinen Scherz mit Euerm Kopf bezahlen könnt!

DER GESANDTE: Majestät, ich bin in Eurer Macht! — Aber auf Frankreich kann ich mich verlassen. Es wird die Antwort kaum schuldig bleiben.

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: Ach so, das war der Zweck! Und dieser Ausgang wäre vielleicht nicht ganz unerwünscht . . .

DER GESANDTE: Das müßt Ihr selbst gestehn, daß diese Vermutung nicht die allerwahrscheinlichste ist. Denn dieser Kopf — noch so überflüssig übrigens — ist mir, gerade mir doch lieber, als sämtliche Herrscher und politische Parteien der Welt.

DIE KÖNIGIN: Ihr werdet Eure Zurückberufung verlangen, wenn Ihr nicht wollt, daß mein Staatskanzler in dieser Angelegenheit interveniert.

DER GESANDTE: Einen besseren Gesandten wird Eure Majestät doch nicht bekommen.

DIE KÖNIGIN: Ihr seid der beste in ganz Frankreich?!

DER GESANDTE: Ich meine nur, mein Nachfolger wird auch verheiratet sein. Das ist Prinzip bei uns.

DIE KÖNIGIN: Prinzip? . . .

DER GESANDTE: Ich verrate eigentlich ein Staatsgeheimnis. — Der Diplomat muß ein Künstler, ein Fanatiker der Lüge sein. Noch mehr: er muß die Lüge als Wahrheit empfinden. Und das kann nur ein Ehemann.

DIE KÖNIGIN: Warum?

DER GESANDTE: Weil die Männer ihren Frauen gegenüber . . . als eine moralische Pflicht betrachten . . .

DIE KÖNIGIN: Was denn?

DER GESANDTE: Die Unmöglichkeit: aufrichtig zu sein. (Kurze Pause.)

DIE KÖNIGIN: Das habt Ihr natürlich gar nicht

Digitized by Google

überlegt, daß dieser Spaß aus Eurer Gattin eine Witwe machen kann?

DER GESANDTE: Majestät kehren zu der Todesstrafe zurück? . . . Meine Frau dürfte sich leicht trösten. Die Legende, daß ihren Mann eine Königin aus Eifersucht getötet — und die Legende wäre doch nicht zu unterdrücken — würde gewiß ihrer Eitelkeit schmeicheln . . .

DIE KÖNIGIN: Ihr liebt sie also nicht, Eure Frau?

DER GESANDTE: Doch, Majestät.

DIE KÖNIGIN: Das ist ja nicht . . . das wäre . . . warum liebt Ihr sie denn?

DER GESANDTE: Das hängt ganz davon ab, wer mich darüber fragt. Dem Grafen von Leicester würde ich sagen: ich liebe ihre braunen Augen, ihr schwarzes Haar, ihre graziösen Bewegungen — irgend einer Palastdame: ich liebe ihre Besitztümer in der Provence — — Eurer Majestät: ich liebe sie, weil sie die Gattin des Grafen de Foix geworden ist.

DIE KÖNIGIN: Ich verstehe nur, das Ihr jedem ins Ohr schreit: ich liebe sie! — Daran denkt Ihr nicht, daß ich nicht nur die Königin von England bin! Und mit einem Frauenherzen Diplomatenkünste zu treiben: das wäre eine Schändlichkeit, Herr Graf.

DER GESANDTE: Der Vorwurf ist nicht gerecht, Majestät.

DIE KÖNIGIN: Eine Schändlichkeit, sage ich. Damit seid Ihr entlassen. —

DER GESANDTE: Wenn ein Mann und eine Frau miteinander zu reden haben, dann muß die Königin ihre Hoheitsrechte vergessen.

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: Sie muß?! — — Diese Unverfrorenheit wird amüsant!

DER GESANDTE: Ohne Absicht, Majestät. Aber jetzt darf ich nicht länger verschweigen, wer diese Eine ist, der ich meine Mission und meine Zukunft mit beglückender Leichtigkeit opfern könnte!

DIE KÖNIGIN: Vor fünf Minuten sagtet Ihr doch, Ihr liebt Eure Frau?!

DER GESANDTE: Das sage ich noch jetzt. Ja, Majestät, so undenkbar ist es, daß man zwei Frauen liebt?

DIE KÖNIGIN (drohend): Ich hoffe noch immer, daß ich Euch nicht recht verstehe! Also heute die französische Dame mit den braunen Augen, und morgen — mich?!

DER GESANDTE: Die französische Dame mit den braunen Augen und — die englische Dame mit den blauen Augen: zugleich.

DIE KÖNIGIN: Das ist unerhört! Ihr seid der erste Mann, der in diesem Tone mit mir zu sprechen wagt!

DER GESANDTE: Dann bin ich wohl überhaupt der erste Mann, mit dem Eure Majestät je gesprochen.

DIE KÖNIGIN (nach kurzer Pause; streng; zeremoniell): Der Antrag Seiner Majestät des Königs von Frankreich ehrt Uns sehr und Wir bedauern, daß Wir auf ihn verzichten müssen. — Sie ist als Jungfrau und Königin geboren, sie ist als Jungfrau und Königin gestorben: das soll auf Unserem Grabdenkmal stehen.

DER GESANDTE: Majestät! Ich werde meiner Regierung melden, daß für den kleinen König ein anderes Spielzeug erdacht werden muß, denn die Königin

Digitized by Google

Elisabeth, die schön und klug und geistreich ist, die sogar die Kraft hat, eine Wahrheit zu vertragen — — um keinen Preis eine wohlklingende Grabinschrift verdirbt. — Majestät — (verbeugt sich und will gehen).

DIE KÖNIGIN: Herr Graf! . . . Werden Sie auch die Begründung melden? Werden Sie berichten, daß der erste Mann, mit dem diese Königin Elisabeth je gesprochen, vorgezogen hat, ein diplomatischer Hanswurst zu sein — — — wo er mein Freund hätte werden können? —

DER GESANDTE: Nein, Majestät, kein Hanswurst! Vielleicht auch kein Diplomat! Nur ein Mensch, der zu sich gesagt: wenn du dich selbst gefunden, darfst du die Welt vergessen; wenn du eine andere findest, vergiß nicht, daß noch eine ganze Welt existiert!

DIE KÖNIGIN: Ich verstehe Euch nicht . . .

DER GESANDTE: Was ich mir selbst geben kann, das suche ich anderswo umsonst; — was eine Frau mir gibt, das ist doch auch bei anderen zu haben . . .

DIE KÖNIGIN: Ihr seid . . .

DER GESANDTE: Unterbrecht mich nicht, Majestät. Ich habe eine Frau, die ich liebe, die mich liebt — sollen damit alle, alle Frauen der Welt für mich gestorben sein? Meine Frau ist schön; — darf ich darum andere Schönheit nicht bewundern? Meine Frau ist klug; — darf mich darum fremde Klugheit nicht im Banne halten? Meine Frau ist tief sogar; — soll ich darum all die Tiefe der Frauen nicht mehr bemerken? Muß ich blind werden, wenn eine Frau erscheint — taub, wenn sie spricht? . . .

Digitized by Google

Nein, Majestät, tausendmal nein! Habt Ihr noch nie zwei Melodien geliebt? Nie zwei Farben gesehen, die Euch entzückten? ... Dann bin ich reicher, Majestät! Mein Herz steht offen, und wenn Schönheit, Wahrheit, Menschlichkeit herantritt: kann sie mich, soll sie mich erobern! — Der vor einer Frau kapituliert, wird leicht ein Sklave; stolz darf der Sieger lächeln, den zwei Lieder und zwei Freunde und zwei Frauen besiegen! —

DIE KÖNIGIN: Hat der Graf de Foix auch ... zwei Mütter?

DER GESANDTE: ... Ich muß gestehen: das ist die feinste Antwort, die ich auf diese Auseinandersetzung bisher gehört.

DIE KÖNIGIN: So? Ihr habt diese Theorie schon öfter versucht? ... Und der kühne Schwung der Inspiration war — einstudiert?

DER GESANDTE: Der Gedanke ist alt; der Schwung war neu. Denn Eure Majestät ist die erste Frau, der ich all das sagen durfte. Die zu überzeugen ist. Und die versteht, daß der Unterschied zwischen der Mutter und einer Frau nicht viel geringer ist, als zwischen einem Gott und einem Kaufmann. Ein Wesen, das uns fortwährend ohne Gegendienste beschenkt, ist wahrlich genug; bei Tauschgeschäften der Liebe ist es ratsam ...

DIE KÖNIGIN: Die Antwort war vorauszusehen. Bei einem — dem die Liebe nur Gefallen ist.

DER GESANDTE: Ist sie mehr? Ein Mädchen gefällt mir — so fängt die Liebe an. Es gefällt mir nicht mehr — so hört die Liebe auf. Und was

Digitized by Google

dazwischen liegt: ist auch dasselbe — mit mehr Wohlklang und weniger Bewußtsein.

DIE KÖNIGIN: Was kümmert mich das Bewußtsein!

DER GESANDTE: Der Wohlklang ist die Hauptsache, ganz richtig. Ein Egoist wie de Foix liebt in der Frau das Wesen, das er in ihr erzogen. Ein anderer nennt die Liebe: die Selbstaufopferung, die Selbstverneinung für die Frau zu leben. — Ich weiß ja nicht, wer von den beiden zuletzt doch recht behält. Aber ich sehe klar, daß mich nichts daran hindert, mehrere zu beschenken — und auch die selbstlose Verneinung wird nicht weniger beglücken, wenn der brave Mann auch für eine andere Frau sich opfert.

DIE KÖNIGIN: Ja, die mehreren Frauen, von denen Ihr sprecht! Puppenherzen, mit der Kleie Eurer Phrasen gefüllt! . . . Wie aber, wenn in einer Frau ein Mensch Euch die Stirne bietet?

DER GESANDTE: Mensch sein heißt — glaube ich, Majestät — verstehen, daß viele Menschen sind.

DIE KÖNIGIN: Ganz recht! . . . Nur weiß ich nicht, ob dieser hübsche Satz der häßlichen Theorie so dienlich ist? . . . Was wollt Ihr mit der ersten Frau beginnen? Man müßte doch auch sie verstehen, nicht wahr? . . . Daß sie einmal gar keine Lust hat, in die Rumpelkammer zu kommen, wenn zu Euerm Spiel eine neue Dekoration vonnöten ist . . . Was soll mit der Frau geschehen, Herr Graf, der Ihr einst ewige Liebe geschworen? . . .

DER GESANDTE: Ewige Liebe, Majestät, habe ich vielleicht versprochen. Alleinige Liebe sicher nicht. Ein Bettler, der seine wenigen Groschen ver-

Digitized by Google

schenkt, steht freilich mit leeren Händen da; ein Nabob vermag auch sein zweites Versprechen fürstlich einzulösen — —. Könnt ich Euch überzeugen, Majestät! . . .

DIE KÖNIGIN (betrachtet ihn immer wohlgefälliger): Vielleicht . . . vielleicht will ich versuchen, Eure Kunst zu lernen. Nur eine letzte Frage noch vorher. (Nähert sich ihm.) Das, was Ihr Liebe nennt, und was zu haben ist an zwei, an zehn, an zwanzig Orten: ist es zusammen nicht doch armseliger als eine große, souveräne Leidenschaft, die nicht grübelt, nicht überlegt — die nur Einen sucht und mit diesem Einen glücklich wird? . . . (Sie sagt das leise, nicht deklamierend.)

DER GESANDTE: Es gereicht Euch zur Ehre, Majestät, daß ich auf diese Frage so lange habe warten müssen. — Ich bin auch ein wenig in Verlegenheit . . . Gerade so, als wenn mich der Kaiser Nero um Rat gefragt hätte, ob er Rom anzünden lassen soll, um Inspiration für ein Gedicht zu finden . . . Auch damals hätte ich um meinen Kopf gespielt . . . Heute aber wissen wir genau: das Gedicht war schlecht, die Inspiration in einer Stunde vorüber — und die Flammen haben eine Stadt verwüstet. — (Nach kurzer Pause.) Habt Ihr noch eine Frage, Majestät? . . .

DIE KÖNIGIN: Ja; an den — Kavalier. Seid ihr Männer wirklich so reich, daß ihr die Liebe zweier Frauen bezahlen könnt?

DER GESANDTE: Die Antwort ist einfach, Majestät. Wir sind so arm, daß wir die Liebe einer Frau immer schuldig bleiben.

Digitized by Google

DIE KÖNIGIN: So werden wir uns verstehen. (Reicht ihm die Hand).

DER GESANDTE (küßt ehrfurchtsvoll ihre Hand).

DIE KÖNIGIN: Und jetzt sprecht mir von Eurer Frau . . .

DER GESANDTE (ist überrascht, dann gerührt, findet kaum Worte): Von meiner Frau . . .

DIE KÖNIGIN: Ja, ja. Von den braunen Augen, dem schwarzen Haar, von ihren graziösen Bewegungen; von allem, was der Graf de Foix sie lehrt . . .

DER GESANDTE: Die Geschichte wird mich . . . zum Glück übersehen . . . Sie müßte sonst berichten . . . daß dieser Graf de Foix ein Stümper war. Daß seine diplomatische Überlegenheit, die schon die klügste Königin fast besiegt, in dem Moment verschwunden war, als das Herz einer echten Frau zu Worte kam . . .

DIE KÖNIGIN (schaut ihn verwundert an).

DER GESANDTE: Majestät, ich bin nicht verheiratet — — —

DIE KÖNIGIN (springt wütend auf, läuft im Zimmer auf und ab, bleibt dann vor dem Gesandten stehen und mustert ihn mit unversöhnlichen Blicken): Ihr habt gewagt, mit uns zu scherzen! Ihr . . .

DER GESANDTE (mit gesenktem Haupte, sehr ernst): Es war mehr als ein Scherz, Majestät.

DIE KÖNIGIN (läuft wieder auf und ab, dann klingelt sie; zu dem erscheinenden Diener): Der Graf von Leicester!

(Der Diener mit Verbeugung ab. In einigen Minuten kommt der Graf).

DIE KÖNIGIN (in majestätischem Ton): Der Graf de Foix hat Unsere Person beleidigt! Der Staatskanzler

Digitized by Google

soll ihm seine Pässe zustellen! Bis dahin bleibt er Unser Gefangener! (Ohne den Gesandten anzusehen, geht sie rasch ab und wirft die Tür ins Schloß.)

(Der Gesandte schaut ihr lange nach.)

DER GRAF (ganz bestürzt): Um Gottes willen! . . . Was ist denn geschehen?! . . . Die Majestät ist außer sich! . . .

DER GESANDTE (spricht mit ihm in einem kalten, spöttischen, verächtlichen Ton. Er gürtet seinen Säbel ab, ohne den Grafen anzusehen): Sie hören, Herr Graf, ich bin Ihr Gefangener.

DER GRAF (wie oben): Dann ist doch der Krieg zwischen uns und Frankreich . . .

DER GESANDTE: Schwer zu vermeiden, in der Tat. (Überreicht ihm den Säbel.)

DER GRAF (den Degen zaghaft entgegennehmend): Das ist ja unfaßbar . . . Wo Ihre Majestät mir so streng befohlen hat, und jetzt . . . sie selbst . . . Ich kann es gar nicht verbergen, wie ich Ihre Geschicklichkeit bewundere . . .

DER GESANDTE: Sie überschätzen wohl mein Verdienst, Herr Graf. Eigentlich habe ich nur eine goldene Kette verscherzt . . .

DER GRAF (beleidigt): Sie machen sich lustig über mich, Herr Gesandter! Sie wissen es ganz genau, daß spätere Jahrhunderte noch staunend erzählen werden, was Sie in dieser kurzen Audienz erreicht!

DER GESANDTE: Den Krieg! . . . Ob die Staatsdokumente auch melden werden, was ich verloren habe? . . .

Vorhang.

Digitized by Google

DER FREIE WEG

EIN ZWISCHENAKT

Digitized by Google

PERSONEN

DER DICHTER
DER THEATERDIREKTOR
DER REGISSEUR
DER SCHAUSPIELER
DIE SCHAUSPIELERIN
DER SCHREIBER

Digitized by Google

(Offene Kulissen. Links ein Lederfauteuil, den Thronsessel bedeutend, rechts einige Stühle. Der Schauspieler steht vor dem Fauteuil, er ist 50 Jahre alt, nicht sehr beweglich, halb kahl. Grauer Saccoanzug, gelbe Schuhe. In der linken Hand seine Rolle, in der rechten ein Bleistift. Er trägt einen Zwicker und sieht ziemlich oft in das Heft. Ungefähr in der Mitte der Bühne steht die Schauspielerin, 28 Jahre alt, elegante Straßentoilette, Strohhut. Hält auch ihre Rolle in der Hand. Dem Publikum den Rücken gewendet, steht der Regisseur vor den beiden; 32 Jahre alt; nachlässig gekleidet. Neben ihm ein kleiner Tisch, auf den er das Regiebuch in dem Augenblicke wirft, als der Vorhang in die Höhe geht.)

REGISSEUR (zur Schauspielerin): Ich würde nicht die ganze Zeit den König anschauen, vielleicht . . . bei der ersten Erwähnung des Todes . . . zur Erde blicken und dann . . . gegen Ende erst . . . wieder mutig den Kopf heben . . .

SCHAUSPIELERIN (notiert in ihr Heft): Zur . . . Erde . . . blicken . . .

REGISSEUR (geht zu dem Tischchen zurück, nähert sich dann dem Schauspieler): Du könntest zuletzt langsam vom Throne steigen — also bitte, noch einmal die Abschiedsansprache . . .

SCHAUSPIELER (setzt sich etwas unwillig in den Fauteuil, beginnt mit einer königlichen Handbewegung, leise deklamierend):

Und ihr Getreuen, habet Dank! (steht auf)
Fanfaren melden, daß der Kampf beginnt.
Kehr ich als Sieger noch zu Euch zurück:
Von allen Türmen sollen Glocken schallen

Digitized by Google

Und trunkne Gier sei in den Räumen Herr. —
Wenn aber anders ist des Schicksals Wille,
(die Schauspielerin blickt zur Erde)
Dann, meine Königin, dann weine nicht!
Kein schwarzes Kleid, kein Racheschwur, kein Schluchzen;
Bring tränenlose Blumen auf mein Grab. —
Der Tod kommt nicht zu früh und nicht zu spät.
(Er geht einige Schritte vor.)
Die Kunst des Lebens ist so herrlich schön!
Wer alle seine Verse gut verstanden,
Wer seinem kühnen Rhythmus folgen durfte,
Und wer die tiefsten Melodien gehört:
Der wartet lächelnd auf den letzten Reim.

REGISSEUR: So! Jetzt ist es fein! Ganz tadellos ...

(Der Dichter und der Theaterdirektor kommen aus der rechten Kulisse zum Vorschein. Der Dichter ist 46 Jahre alt, dunkles Haar und Vollbart; vornehm gekleidet; sehr gute, ruhige Manieren. Der Theaterdirektor im gleichen Alter; komödienhafte Überlegenheit.)

DICHTER: Ich glaube selbst, der Schluß wird auf diese Weise wirken ...

DIREKTOR: Aber gewiß! Und schon die vorletzte Szene muß die Leute einfach hinreißen! (Zum Schauspieler) Das ist ja eine glänzende Nüance, wie der König so mißtrauisch seinen Thron betrachtet ...

SCHAUSPIELER (geschmeichelt): Ich habe auch das Gefühl, daß ich in dieser Rolle alles machen kann ... Nur ... aufrichtig gestanden, Herr Doktor, die eine Stelle ... (er blättert in seinem Hefte) auf Seite 27 ... da mit der Lebenskunst ... die Stelle ist mir noch immer nicht ganz verständlich ...

DICHTER (lächelnd): Sie ist auch nicht klar ... Aber der Sinn dürfte doch leicht zu erraten sein ... Ich

Digitized by Google

denke an die Kunst des Lebens wie an eine andere Kunst . . . Ihre Äußerlichkeiten, ihre Technik kann man durch Fleiß . . . oder Geschicklichkeit . . . oder Geduld erlernen: das Wesentliche ist von all diesen Fertigkeiten unabhängig. (Der Schauspieler nickt verständig, die Schauspielerin sieht den Dichter fragend an.) Ja, ja, Fräulein. Zum Beispiel . . . Einer, der viele Frauen liebt und die Liebe vieler Frauen sich erobert, ist ein Lebenskünstler. Der viele Weiber besitzt: ein Lebensvirtuose.

SCHAUSPIELERIN: Das klingt sehr hübsch. Was ist aber derjenige, der mit einer Frau sich begnügt?

DICHTER (ruhig): Ein Schafskopf.

SCHAUSPIELERIN: Sind nette Ansichten!

DIREKTOR: Das sollten Sie auch in dem Stück so klar und einfach sagen. — Beginnen wir gleich den zweiten Akt?

REGISSEUR: Nein, — Hessingen kommt erst um elf. Ich will ihm jedenfalls noch telephonieren . . . (geht mit dem Schauspieler und der Schauspielerin durch die linke Kulisse ab).

DIREKTOR: Nein wirklich, Doktor . . . es ist eigentlich komisch, daß man auf der Bühne nie so unmittelbar spricht, wie im Leben. Warum sollten Sie diesen Gedanken nicht ebenso verständlich — wenn auch in Jamben — diesen Theaterkönig sagen lassen? Warum kommen Sie mit „all den Annehmlichkeiten des Daseins, die Ihr so witzig ausgeklügelt"? . . .

DICHTER (wirft sich in den Fauteuil links): Ja, die Entfernung der Kulissen! . . . Diese Kleckse bedeuten doch einen Thronsaal am Abend.

DIREKTOR: Nein, nein. Ich begreife, daß Sie auch schreien müssen, damit man Sie im Zuschauer-

Digitized by Google

raum halbwegs vernimmt... Aber warum undeutlich oder zweideutig schreien? Sie werden doch niemals sagen — ich meine natürlich nicht gerade Sie, sondern all die Herrschaften — daß zweimal zwei vier ist. Ein Theaterschriftsteller sagt mindestens (deklamierend): zweimal zwei ist zwar mehr als drei, aber weniger als fünf.

DICHTER: Gewiß. Ein Teil der Gedankenarbeit wird dem hochverehrten Publico überlassen. — Darin besteht unsere ganze Überlegenheit.

DIREKTOR: Selbst auf die Gefahr hin, daß man Ihr Stück schlecht oder gar nicht verstehen wird!...

DICHTER: Das nennen Sie Gefahr? Das ist doch die einzige Möglichkeit: selbst mit einem Kunstwerk — Geld zu verdienen...

SCHREIBER (kommt von der rechten Kulisse. 23 Jahre alt; unsicher; hat einen schmutzigen Arbeitsrock mit dunkelgrauen Schutzärmeln an. Bevor der Direktor dem Dichter antworten kann, sagt er): Herr Direktor, bitte... der Herr wartet im Bureau. (Überreicht eine Karte.) Ist auf der Durchreise hier...

DIREKTOR: Schön. Ich bin in zwei Minuten da. Kommen Sie mit, Doktor? (Zum Schreiber) Sagen Sie doch dem Herrn, daß ich sofort erscheine... (Der Schreiber ab.) Es wird wohl eine Viertelstunde dauern, bis ich loskommen kann. Ein Agent aus München...

DICHTER: Ich bleibe schon lieber hier. Ich sitze in diesem Thronsessel zu angenehm...

DIREKTOR: Na, vor dem zweiten Akt bin ich ja wieder da. (ab).

DICHTER (sitzt in dem Lehnstuhl links, zündet sich eine Zigarette an; sein Gesichtsausdruck wird unwillkürlich nachdenklicher). Pause.

Digitized by Google

SCHREIBER (kommt aus der rechten Kulisse. Er hat den Arbeitsrock mit einem schwarzen, abgetragenen Jackett vertauscht. Bleibt unschlüssig stehen. Hofft eine Weile vergebens, daß der Dichter ihn bemerken wird. Nach sichtbarem Kampf sagt er schließlich wild, fast komisch laut): Ich muß mit Ihnen sprechen, Herr Doktor . . .

DICHTER (schrickt auf, sieht ihn verwundert an): Was gibts?

SCHREIBER (schaut zur Erde, weniger laut): Ich muß mit Ihnen sprechen . . .

DICHTER: Ich höre; was haben Sie zu berichten?

SCHREIBER: In einer persönlichen Angelegenheit . . .

DICHTER (überrascht, fast belustigt): In einer persönlichen Angelegenheit? . . . Jetzt? Hier? . . .

SCHREIBER: Jawohl, Herr Doktor. — Jetzt. — Hier. —

DICHTER: Was fällt Ihnen ein! Ich bin mit der Probe viel zu beschäftigt! Kommen Sie doch an einem Nachmittag in meine Wohnung! . . .

SCHREIBER: Man hat mich schon zweimal abgewiesen — — und die Probe — ich weiß — interessiert Sie gar nicht — — ich bin Ihnen einfach unbequem.

DICHTER: Mensch! Was ist das für ein Ton!

SCHREIBER (wild): Ja, ich bin ein Mensch. Den selbstbewußten Sieger können Sie nur diesen Komödianten vormachen! Mir bleibt es nicht verheimlicht, daß Sie selbst ein Mensch sind! Darum stehe ich mit unterdrücktem Schluchzen hier. Darum ist es meine letzte Hoffnung, daß ich mit Ihnen sprechen . . . m u ß!

Digitized by Google

DICHTER (mustert ihn lange): Wer sind Sie denn?

SCHREIBER: Hartig . . . Georg Hartig.

DICHTER (nachdem er umsonst auf eine ausführlichere Antwort gewartet, mit leiser Ironie): Ein schöner Name . . .

SCHREIBER: Ein unbekannter Name, meinen Sie — — (Einfach; nicht vorwurfsvoll): Ich habe vor vier Monaten ein Feuilleton in Ihrem Blatt gehabt.

DICHTER: In meinem . . .?

SCHREIBER: „Die Ritter des Grals" war der Titel.

DICHTER (nichtssagend): Ach ja! Die Ritter des Grals! . . . Eine ganz tüchtige Arbeit, soweit ich mich entsinnen kann.

SCHREIBER: Man kann sich nicht jedes Feuilletons entsinnen.

DICHTER: War Ihre Novelle nicht besonders gut?

SCHREIBER: Nein. —

DICHTER (leicht verlegen): Nun . . . ich bin bereit, mit Ihnen jetzt zu sprechen. Wenn Ihre Angelegenheit so dringend ist . . .

SCHREIBER (senkt langsam den Kopf).

DICHTER: Bitte! (Bietet ihm einen Lehnstuhl rechts an und setzt sich neben ihn.)

SCHREIBER (ernst und warm): Ich danke sehr.

DICHTER: Ich will Sie geduldig anhören, Herr Hartig.

SCHREIBER (schweigt).

DICHTER: Nun? . . .

SCHREIBER (schweigt).

DICHTER: Sie brauchen wohl irgend eine Unterstützung?

SCHREIBER (noch immer ohne ihn anzublicken): Es fällt mir so schwer, darüber zu reden . . . Ist ja auch

Digitized by Google

ziemlich hoffnungslos ... (Mit plötzlichem Entschluß, rasch, die einzelnen Worte abgehackt): Ich möchte Sie bitten, Herr Doktor, wenn halbwegs möglich ... mir eine Stellung bei Ihrem Blatt zu geben ...

DICHTER: Ja, lieber Freund, da müssen Sie sich an Doktor Schnirlin wenden. Es ist kein Geheimnis, daß ich bei der Zeitung sozusagen nur einen Ehrenposten bekleide ... In Redaktionsangelegenheiten habe ich wenig mitzureden ... aber ich denke schon, wenn Sie den Doktor Schnirlin auf Ihr Feuilleton aufmerksam machen — und eine Stelle frei ist — —

SCHREIBER: Ich habe bereits mit Doktor Schnirlin gesprochen. Keine Stelle ist frei.

DICHTER: Ja ... wie sollt ich Ihnen dann helfen? Da muß man eben geduldig sein — — Sie können ja für das Blatt arbeiten ... wenn Sie etwas Brauchbares schreiben, wird es ganz sicher auch erscheinen — — — Versuchen Sie es vielleicht wieder mit einer Novelle ...

SCHREIBER (steht auf, verliert seine Schüchternheit und sagt scharf betont, fast beleidigt): Ich danke sehr, Herr Doktor! (Will gehen.)

DICHTER (überrascht, mit verhaltener Heiterkeit): Ja ... wie haben Sie sich denn das vorgestellt? Wenn Ihnen schon gesagt worden ist, daß jetzt keine Stelle frei wäre. Was haben Sie von mir erwartet?

SCHREIBER: Menschliches Interesse, Herr Doktor.

DICHTER: Sie werden von Augenblick zu Augenblick rätselhafter. Wie können Sie so etwas von mir, von einem wildfremden Menschen, fordern? Wissen Sie nicht, daß dieses menschliche Interesse seltener und kostbarer ist als offene Stellen?

SCHREIBER: Es war mir auch darum mehr zu

Digitized by Google

tun . . . Und darum habe ich, der armselige Schreiber des Theaters, den ruhmreichen Dichter des Theaters angesprochen . . . Eine letzte Verzweiflung hat mir zu diesem Wagnis den Mut gegeben — oder eine letzte Hoffnung vielleicht — — Und jetzt, wo ich mich betrogen sehe: bei Gott, ich weiß es nicht, wen von uns beiden ich bedauern soll?! . . . (Weniger laut, etwas erschrocken): Jetzt ist es wohl besser, wenn ich gehe . . .

DICHTER (gebieterisch): Bleiben Sie! — Nehmen Sie Platz! (Der Schreiber folgt in allem.) Wie alt sind Sie?

SCHREIBER: Dreiundzwanzig!

DICHTER: Was haben Sie studiert?

SCHREIBER: Vor Jahren . . . Philosophie.

DICHTER (geht bei diesen Fragen auf und ab, ohne den Schreiber anzusehen): Sie arbeiten auch für Zeitungen?

SCHREIBER: Jawohl, Herr Doktor. Kleinigkeiten habe ich schon in vier oder fünf Blättern untergebracht.

DICHTER: Wieviel verdienen Sie denn in einem Monat?

SCHREIBER: Achtzig . . . neunzig Mark.

DICHTER: Können Sie von diesem Gelde leben?

SCHREIBER (nach kurzem Zögern): Entschuldigen Sie, Herr Doktor . . . das ist schon das menschliche Interesse . . . des Untersuchungsrichters.

DICHTER (barsch): Können Sie von diesem Gelde leben?

SCHREIBER: Nein.

DICHTER: Sie machen also Schulden?

SCHREIBER: Wenn man mir leiht.

DICHTER: Sie möchten Schriftsteller werden?

Digitized by Google

SCHREIBER: Ja.

DICHTER: Und da wollen Sie zu einer Zeitung gehen?

SCHREIBER: Es wäre wohl die beste Lösung.

DICHTER: So? . . . Das glauben Sie? . . .

SCHREIBER: Ich suche eine Beschäftigung, die meine Zeit nicht zu sehr in Anspruch nimmt und doch ein erträgliches Einkommen sichert. Darum habe ich an eine Zeitung gedacht. — Fünf . . . sechs Stunden in der Redaktion täglich, und vielleicht . . . hundertundfünfzig Mark Gehalt . . . und Ruhe und Zeit in Überfluß für meine Arbeit! . . . So ist es ja nicht möglich. Wenn man fortwährend daran denken muß, wovon werde ich morgen . . . Aber ich langweile Sie gewiß . . .

DICHTER: Nein, nein, sprechen Sie nur.

SCHREIBER: Mein Gott, man hat ja seine Gedanken. Man fühlt, daß man etwas zu sagen hat . . . und es fehlt einem nicht die Kraft, diese Gedanken auszudrücken, sondern nur Zeit und Geld! — — Das kann man schwer verständlich machen, Herr Doktor. Mich beschäftigt seit Jahr und Tag ein großer Roman. Wie man eben mit dreiundzwanzig Jahren alles, was man geliebt und gehaßt hat, alles, woran man glaubt, und woran man zweifelt: in ein Werk hineingießen möchte . . . Ich sehe ganz klar meine Gestalten, und wie ich mich zum Schreibtisch setze, quält mich die Sorge — ich kann mich schämen darüber, wie ich will — die Sorge um einen anständigen Beruf . . . Und das ist auch ein böser Fall . . . Ein Leben lang, ein ganzes Menschenleben lang wie in dem Gefängnis der kleinlichen Sorgen

Digitized by Google

und der kleinlichen Pflichten verkommen und vom Fenster aus den Weg sehen, auf dem man ein Dichter, ein Schaffender sein könnte! — — Wenn nur der Weg frei wäre! . . .

DICHTER: Und Sie glauben, daß Ihnen so einfach zu helfen ist? Wenn Sie hundertundfünfzig Mark verdienen, werden Sie zweihundertundfünfzig brauchen; und für die sechs Stunden in der Redaktion müßten Sie ihre ganze Arbeitskraft opfern . . . Würden Sie den Weg, Ihren Weg wirklich frei halten, wenn Sie Mitarbeiter einer Zeitung wären?

SCHREIBER: Offen gestanden, Herr Doktor: kaum. Aber . . . es ist eine Möglichkeit, die ich noch nicht erprobt habe. Es würden Monate vergehen, bis ich alles, was Sie mir so klar andeuten, ebenso klar empfinden würde . . . Diese Zeit wäre allerdings gewonnen . . . Dann . . . wenn die Ruhe und das Selbstbewußtsein dieser Frist auch nichts nützt . . . wäre ich natürlich . . . ungefähr dort, wo ich heute bin . . . Wieder würden mich die krankhaften Phantasiebilder verfolgen und mir die abenteuerlichsten Möglichkeiten und Unmöglichkeiten vorspiegeln, wie man reich und unabhängig wird . . . und zuletzt . . . ja, zuletzt wird man eben ein Spieler, um den freien Weg doch zu gewinnen . . . (Nach kurzer Pause): Ich weiß gar nicht . . . es ist mir schier unbegreiflich . . . ich habe vielleicht noch nie so aufrichtig gesprochen . . .

DICHTER (ist aufgestanden, geht langsam auf und ab, bleibt oft vor Hartig stehen): Der freie Weg! . . . Wie das klingt! . . . Und nur die unwürdigen Hindernisse sollten verschwinden! — — Wie heißen Sie?

Digitized by Google

SCHREIBER: Georg Hartig, Herr Doktor.

DICHTER: Ja, richtig — (betrachtet ihn lange) Wie sich das Leben wiederholt! ... Auch zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, auch kleine Sorgen und große Pläne, auch den freien Weg in Sackgassen gesucht! ... Da wird man eines schönen Tages reich ... Erbschaft oder so was ... und ... Na, was würden Sie tun, Herr Hartig, wenn Sie heute oder morgen unerwartet achtzigtausend Mark bekommen sollten? ... Es waren so ungefähr achtzigtausend Mark ...

SCHREIBER (ohne Überlegung): Ich würde siebzigtausend in sicheren Staatspapieren anlegen.

DICHTER: Siebzig? ... Und die übrigen zehn?

SCHREIBER: Mit diesem Gelde würde ich mein Glück in Monte Carlo versuchen. (Er bemerkt den verwunderten Blick des Dichters; etwas verlegen.) Ja, Herr Doktor, achtzig — aber auch siebzigtausend Mark bedeuten eine kleine sichere Rente — und den Unterschied könnte ich gar nicht merken. So aber wäre ... durch Monte Carlo nämlich ... ein Fall möglich — fast ohne Risiko — daß ich sehr reich und sehr unabhängig ...

DICHTER (lacht auf): Die frühere Generation war weniger vorsichtig. Man hat das ganze Geld hübsch in die Sparkasse gelegt. Für bescheidene Bedürfnisse waren die Zinsen eben genug — — der Weg war frei — und man reiste nach Italien! Großartige Impressionen suchen für seine großartigen Werke!

SCHREIBER: Das muß herrlich gewesen sein! ...

DICHTER: Es war auch herrlich! ...

Kurze Pause.

Digitized by Google

SCHREIBER: Und wie lange blieb Ihr Freund in Italien?

DICHTER: Mein Freund? . . . Ach so! Ungefähr nach zwei Jahren kam er mit reicher Beute an Gedanken und Gefühlen zurück — — und . . . ja, er verfaßte Romane und Dramen . . . hat ein fast unermeßliches Vermögen zusammengeschrieben . . . einen nie erträumten Erfolg spielend erreicht . . . Kurz, er wurde ein berühmter und beneideter Schriftsteller. Der freie Weg war mit erhobenem Haupte zurückgelegt — — — aber — — — das ist auch schwer verständlich zu machen — — wie soll ich es nur sagen — — die großartigen Werke, von denen er eigentlich geträumt hatte, ist er schuldig geblieben . . . Sich selbst schuldig, natürlich . . . Das erste Drama nach seiner Reise hatte er etwa fünfzehn Mal umgearbeitet, und die letzte Fassung war nicht besser als die erste. Rauchen Sie, Hartig?

SCHREIBER (verlegen): Danke, nein, Herr Doktor. Es schadet meinem Kehlkopf . . .

DICHTER: So. (Zündet eine Zigarette an.) Das sollte nämlich ein ganz besonderes Drama werden. (Ein wenig ironisch deklamierend.) Der Dichter wollte sagen: Seht her! Das Leben ist keine Tragödie, ebensowenig, wie es kein Lustspiel ist . . . der Fall, den ich eben erzählt, derselbe Vorfall ist zugleich lächerlich und tief erschütternd — — — Kennen Sie, Hartig, die vergleichenden Reklamebilder?

SCHREIBER: Vergleichende . . . ?

DICHTER: Aber natürlich. Wenn . . . sagen wir . . . zum Beispiel Honigschokolade erfunden wird, dann werden Sie überall nebeneinander zwei Bilder sehen.

Digitized by Google

Auf dem einem ist ein Unglücklicher abgebildet, der die Honigschokolade noch nicht kennt; er verkommt in einer schmutzigen Wohnung, die Frau in Lumpen, die Kinder krank, die Tasche leer. — Der Held der Honigschokolade dagegen ist reich und glücklich und klug und gesund und vollkommen! Solche Reklamebilder — wollte er sagen — hat Euch die Literatur fortwährend gezeigt. Seht her! Ihr müßt auf einmal lachen und weinen, oder ihr müßt das Lachen und Weinen verlernen! . . . Das wollte er sagen.— — Und das hat er nicht gesagt. — Der Stoff war unrichtig gewählt, meinte mein Freund. — Einen besseren, würdigeren hat er sich nun vorgenommen. — Der Erfolg war ebenso kläglich. — Es ist eine lange Litanei, unmöglich kurz zu erzählen. — Auf einmal kam der Gedanke der Unfähigkeit. — Ein schrecklicher Gast. — Der Beifall der Menge, der seiner Eitelkeit so wohl getan, wurde in den innersten Stunden zum verheerenden Spott. — Die Kritik hat unermüdet das Lob seiner Dichtkunst gesungen: er lernte langsam die Kritik verachten. — Die Manieren des Selbstbewußtseins wurden immer natürlicher; die Überzeugung des Umsonstwollens, die Gewißheit des Nichtkönnens, die augenscheinlichen Beweise der Unfruchtbarkeit wurden immer unerträglicher. — Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstehen können?

SCHREIBER: Ich glaube, ich verstehe Sie recht gut, Herr Doktor. Ihr Freund hat früher nur an seinem Schicksal, später an sich selbst verzweifelt.

DICHTER: Ja. — Ja. — Sehr richtig sagen Sie's . . . Er hat den Glauben, daß er was Besonderes sei, ein verkanntes Genie, ein unbemerkter Über-

Digitized by Google

mensch — — — den Glauben, daß nur eine kleine Gunst des Glückes, nur ein kleiner Zufall notwendig sei: Mächtiges, Überwältigendes zu leisten . . . er hat den „unerschütterlichen Glauben" an sich und seine Zukunft: mit Reichtum und Erfolg und Ruhm vertauscht. — — Ob Sie dieses Unglück ermessen . . . — — Er hat zum Beispiel die Artikel, die er als Unbekannter einst geschrieben, mit großem Raffinement sich heimlich verschafft. Diese Artikel, die der kleine Journalist damals lächelnd verachtet und verspottet, hat der große Schriftsteller jetzt oft und öfter aus der Schublade hervorgeholt, oft und öfter gelesen, und nicht nur einmal bei dieser Lektüre geweint. — — Bitterlich geweint — — Ja — ich bin ungefähr zu Ende . . . Solange der Weg — um Ihren Lieblingsausdruck zu gebrauchen — nicht frei war, glaubte mein Freund, daß er gehen, laufen, rennen, fliegen könnte! . . . Und wie der Weg dann frei geworden, mußte er eben einsehen, daß er ein Krüppel sei . . . Der Wahrheit zu Liebe muß ich gestehen, daß das Leben in der Tat keine großen Tragödien kennt. Auch mein Freund hat mit den Jahren — wenigstens halb und halb begriffen, wie man die Wirklichkeit für seine Träume ausgibt. Darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Das werden Sie auch ohne mich erlernen. Man will herrliche, nie-gehörte Melodien singen; man spricht dann nur ganz gewöhnliche Worte; und zuletzt überredet man sich selbst, daß . . . Stottern die eigentliche Absicht war . . . Nun, Georg Hartig, was sagen Sie zu dieser Geschichte? Finden Sie, daß sie sehr ermutigend ist?

Digitized by Google

SCHREIBER: Keineswegs ist sie zurückschreckend. Wenn Ihr Freund, Herr Doktor, auf dem freien Weg n i c h t gehen, laufen, rennen, fliegen konnte, dann war er eben schwach!

DICHTER: Und Sie sind stark?

SCHREIBER: Ich glaube daran.

DICHTER: Daran hat — auch er geglaubt.

SCHREIBER: Es gibt Irrsinnige, die sich für einen König halten; darum wirft kein König seine Krone fort.

DICHTER: Nun — denn gut. — Kommen Sie, Hartig, in einigen Tagen . . . kommen Sie morgen Nachmittag zu mir. Vielleicht fällt mir etwas ein. Vielleicht . . . Einstweilen keinen Dank . . . Vor Königen muß man den Weg natürlich räumen. — Also auf Wiedersehen! Leben Sie wohl, Hartig! (Er reicht ihm die Hand und begleitet ihn zur linken Kulisse. Hartig ganz verwirrt, verabschiedet sich nur mit einer tiefen Verbeugung. Der Dichter kommt dann langsam, mit ein wenig gesenktem Haupte, die Hände rückwärts geschlossen, vor; bleibt nachdenklich stehen; lächelt leise; und etwas später sagt er in einfachem Tone): Dann war er eben schwach.

Vorhang.

Digitized by Google

Digitized by Google

EINE FORDERUNG

SKIZZE IN EINEM AKT

Digitized by Google

PERSONEN

ERNST
MARIE
PAUL

DAS STÜCK SPIELT IN DER GEGENWART,
IN DER NÄHE MÜNCHENS

Digitized by Google

(Sehr vornehm möbliertes Herrenzimmer. Offene Bibliothek, Schreibtisch, Lederfauteuils, große Böcklin-Reproduktionen u. s. w. Elegante Ruhe in dem ganzen Zimmer. Ernst sitzt am Schreibtisch, scheinbar in eine Lektüre vertieft; er ist 35 Jahre alt; blondes Haar und Vollbart; lichtgrauer Sakko-Anzug. Marie arbeitet an einer Stickerei. Sie sitzt in einem Lederfauteuil auf der anderen Seite der Bühne. Sie ist 27 Jahre alt; schwarzes Haar; lichte, einfache Sommertoilette.)

Die erste Szene wird ungewöhnlich langsam gespielt.

MARIE (ohne aufzublicken): Bist du mit deiner Arbeit fertig?

ERNST (nach einigem Zögern): Ja — das heißt, ich habe mir nur Notizen gemacht. (Pause.) Ein merkwürdiger Mensch!

MARIE: Wer?

ERNST: Der das Buch hier geschrieben hat . . .

(Pause.)

MARIE: Es ist schon dreiviertel drei . . .

ERNST (sieht auf seine Uhr): In fünf Minuten. Ja, er dürfte bald erscheinen . . .

(Pause.)

ERNST: Willst du das Buch dann lesen?

MARIE (betrachtet ihn lange mißtrauisch): Bist du gar nicht aufgeregt, Ernst?

ERNST: Warum sollt ich . . .? Ach so! . . . Keine Spur.

MARIE: Du hättest ihn doch nicht empfangen sollen..

ERNST: Mir scheint, ich brauche keine Furcht vor dieser Zusammenkunft zu haben . . .

(Pause.)

ERNST: Ich möchte gern die Post erwarten, be-

Digitized by Google

vor wir in die Stadt fahren. Um sieben sind wir ja bequem in München . . .

MARIE: Gewiß.

(Pause.)

MARIE: Hast du den Brief überhaupt beantworten müssen?

ERNST (sperrt die Lade seines Schreibtisches auf, sucht einen Brief hervor und überreicht ihn wortlos Marie).

MARIE (nimmt den Brief und liest langsam, halblaut): „Ich muß Sie unverzüglich sprechen. Komme direkt aus London, weil eine schriftliche Auseinandersetzung unmöglich. Auch wenn Sie die letzte Rücksprache verweigern sollten, werde ich diese Unterredung erzwingen. Bin um drei Uhr Nachmittag in Ihrer Villa —. Paul." (Pause. Steht auf, geht langsam zum Schreibtisch und legt den Brief vor Ernst hin. Dann geht sie auf ihren Platz zurück.)

ERNST: Ich habe seine Schrift nicht wiedererkannt — — — Er hat sich gewiß auch verändert — — Nur der freche Ton, der ist natürlich der alte . . .

(Pause.)

MARIE: Diese Drohung wäre doch Grund genug gewesen, den Brief gar nicht zu beantworten. (Packt ihre Stickerei zusammen und erhebt sich.)

ERNST: Bitte, bleibe noch . . . (Reicht ihr die Hand und zieht sie zärtlich zu seinem Stuhle.) Du brauchst dich vor diesem Besuch nicht zu fürchten.

MARIE (leise): Ich hab eine unsagbare Angst . . .

ERNST: Marie! Ich weiß, daß du . . . mich . . . heute liebst. Und mehr will ich gar nicht wissen.

MARIE: Was sucht er hier? . . .

ERNST: Darüber denk auch ich die ganze Zeit

Digitized by Google

nach . . . Wie ich vermute: er könnte selbst nicht sagen, was er will . . .

MARIE: Siehst du, darum ist mir so bang vor dieser Stunde . . . Daß etwas geschehen wird . . . daß etwas geschehen muß . . . und keiner von uns kennt die eigene Absicht . . .

ERNST: Das ist ein Milderungsgrund für das Leben . . . Wer würde auf das Spiel noch gespannt sein, wenn ein gedrucktes Programm den Schluß verriete? . . . Doch diese Stunde — glaub mir — ist inhaltsleer. Der Brief spricht ja von einer letzten Unterredung. Er war vorgestern in London, heute ist er hier . . . morgen vielleicht fährt er schon auf den Lagunen herum . . .

MARIE: Heute ist er hier . . .

(Ein Diener erscheint und überreicht Ernst eine Visitenkarte.)

ERNST (nickt): Paul . . .

MARIE (kann sich nicht weiter beherrschen und läuft mit ihrer Stickerei, ohne jemanden anzusehen, durch die linke Zimmertür).

ERNST: Ich lasse den Herrn bitten — — (Der Diener ab. Ernst schaut seiner Frau eine Weile traurig lächelnd nach; dann erhebt er sich und knöpft den Rock zu.)

PAUL (erscheint durch die Mitteltüre. Er ist 32 Jahre alt; schwarzes Haar und Schnurrbart, Gehrock. Seine Blicke und Gesten, seine Worte und sein Tonfall verraten jugendliche Siegesgewißheit. Er bleibt in der Nähe der Türe stehen und verbeugt sich ein wenig steif): Ich danke sehr, daß Sie — — (er wartet vergebens auf eine Unterbrechung) — — daß Sie die Güte hatten, mich zu empfangen.

ERNST (bietet ihm das Fauteuil vor dem Schreibtisch an): Bitte —

PAUL (wehrt mit einer Handbewegung ab): Ich weiß, daß Sie mich als Ihren Feind betrachten.

Digitized by Google

ERNST: Ich betrachte Sie . . . in diesem Hause . . . als meinen Gast . . . (bietet nochmals den Stuhl an).

PAUL (verbeugt sich dankend; beide nehmen Platz).

ERNST: Sie haben mir etwas mitzuteilen. Ich denke: jede Einleitung ist überflüssig.

PAUL: Da bin ich leider anderer Meinung, Herr Doktor. Das, was ich zu sagen im Begriffe bin, wird Sie so unendlich überraschen, daß ich zuerst und sehr nachdrücklich betonen muß: es ist kein jugendlicher Übermut, der mich hierher führt, sondern eine monatelange, kampfesreiche Überlegung. Und das herrliche Bewußtsein — daß ich — jetzt endlich — im Rechte bin!

ERNST: Offen gestanden, war ich der Ansicht, daß Sie über den Zweck dieses Besuches nicht ganz im klaren sind. Ich muß Sie aufmerksam machen, daß jede Umschreibung — auch die wohlklingendste — diese Vermutung nur verstärkt.

PAUL: . . . Dann kurz und gut: ich bin gekommen, um unserem lügenvollen Leben ein Ende zu machen!

ERNST: Sie sprechen wohl im pluralis majestatis?

PAUL: Wenn ich „uns" sage, denke ich natürlich an uns drei, Herr Doktor.

ERNST: Meinen Sie vielleicht sich selbst, mich . . . und etwa . . .?

PAUL: Marie. — Ja. —

ERNST: Dann habe ich Sie doch mißverstanden. Ich hörte etwas von einem lügenvollen Leben . . .

PAUL: Finden Sie vielleicht, daß Ihr Leben frei von Lüge ist? . . . Halten Sie etwa für selbstverständlich, daß zwei Männer wie wir in diesem Tone miteinander sprechen?

Digitized by Google

ERNST: Sie scheinen zu vergessen, daß bisher nur Sie gesprochen . . .

PAUL: Und Sie haben mich angehört! Keine Miene haben Sie verzogen, wie ich „Sie" und „Herr Doktor" sagte! Fühlen Sie wirklich nicht, daß diese erkünstelte Entfernung zwischen uns . . . eine schauderhafte Lüge ist?

ERNST: Es ist mir unbegreiflich, wie man in diesem Augenblick über die Ansprache räsonieren kann . . .

PAUL: Nicht um die Ansprache ist mir zu tun! Das Wesentliche will diese geschminkte Gleichgültigkeit vergessen machen! Die Tatsache, daß wir uns nahe gestanden, daß wir uns . . . einst . . . gegenseitig so ziemlich alles bedeutet haben; daß wir unser Hoffen und unser Verzagen miteinander geteilt! . . . Daran ist nachträglich nichts zu ändern! — Eine Eroberung trotzt allen Schwächen und Fehlern und Nachlässigkeiten: die Eroberung einer Menschenseele . . . Du kannst mir die Türe weisen, — du kannst mich mit der Peitsche fortjagen, — das ist dein gutes Recht — und doch bleibst du mein Freund!

ERNST (traurig): . . . Und der nämliche Freund, der seiner Eroberung so klar bewußt war: hat mir . . . meine Frau . . . verführt . . .

PAUL (mit gesenktem Haupte): Das war eine Schurkerei, nicht wahr?

ERNST: Es war zumindest ein Verrat . . . oder sagen wirs weniger pathetisch . . . es war ein Verzicht auf diese Freundschaft . . .

PAUL: Ich warte nun auf die Frage: „Warum hast du mir das angetan?"

Digitized by Google

ERNST: Ich frage nicht, wo keine Antwort möglich ist.

PAUL: Eine Erklärung meint ich — nicht eine Entschuldigung.

ERNST: Ich habe ja die interessanten Ausführungen über den Kampf der Natur und einer fremden, eingeimpften Weltanschauung mehr als einmal angehört.

PAUL: Wenn ich mich recht erinnere, war es nicht nur meine Meinung, daß in diesem Kampfe Sieger zu bleiben vielleicht ein Verdienst ist — vielleicht nur eine Beschränkung; — aber es ist kein Verbrechen, wenn man unterliegt . . .

ERNST: Kein Verbrechen — höchstens eine Schwäche.

PAUL: Es stimmt. — Und der Starke kann die Schwäche nicht vergeben . . .

ERNST: Vergeben . . . Dies Wort auszusprechen: dazu ist eine langjährige Überzeugung, auch eine vorübergehende Stimmung gut genug. Vergeben: in jedem Augenblick immer wieder und wieder vergeben — soweit reicht . . .

PAUL: Nicht einmal die Kraft des Philosophen?

Ernst (nickt): Der Spott ist berechtigt. — Unsere Philosophie! Das habe ich in diesen Monaten auch gelernt! . . . Ein Dienstreglement für Parademanöver! Solange das Leben mit uns spielt, bewährt sie sich tadellos. Kommt ein ernster Angriff, taugt sie nichts . . .

PAUL: Warum hast du dann . . . deiner Frau vergeben?

ERNST (schroff, etwas lauter): Das ist meine Angelegenheit! — Ich fühle mich auch nicht berufen, über irgend welche Schwäche Gericht zu halten. Aber wer mein Freund heißt: der muß stark sein! Muß!

Digitized by Google

PAUL: (hält mit der linken Hand die Augen zu und schüttelt den Kopf): Du irrst dich, Ernst. — Ich komme nicht, um etwas gut zu machen — Ich will, wenn möglich, den Fall noch verschlimmern. — — — Ich komme um Marie.

ERNST (mustert ihn lange mit erkünstelter Ruhe): Ich bin . . . gerade jetzt . . . nicht für Scherze aufgelegt.

PAUL: Nun wird mir diese kalte Überlegenheit zu dumm! Schau ich denn so aus, als wenn ich — mit dir — in dieser Frage — scherzen wollte?! —

ERNST (kämpft mit seiner inneren Erregung. Man merkt, daß er sich an den spöttischen Ton klammert): Ja, . . . wäre nicht — diese Forderung — doch ein wenig —

PAUL: Ungerecht. Gewiß. Ungerecht wie das Leben. Grausam wie das Leben. Lebenswert wie das Leben.

ERNST: Du findest jetzt hübsche Beiwörter; es war eine Zeit, wo Gerechtigkeit für dich ein Hauptwort war.

PAUL: Der Kompaß sogar! Der pünktlich zeigte: hier ist Nord und hier ist Süd. — Merkst du denn nicht, daß wir diese Schulbegriffe nur für unsere Landkarte erfinden konnten?! Die Erde selbst trägt diese Bezeichnungen nirgends; die Erde hat nur Berge und Täler und Ströme und Fluten — — und die Erde ist schön!

ERNST: (gequält): Was willst du von mir?

PAUL: Marie. —

ERNST (springt auf, läuft ihm mit geballter Faust entgegen; bleibt knapp vor ihm stehen und läßt dann die Hand verächtlich fallen): Du bist verrückt! . . .

Digitized by Google

PAUL: Es hat den Anschein ... Ich weiß. Die einfachsten Dinge werden doch so konsequent verzerrt, und unsere Begriffe sind so unverschämt verlogen, daß uns das Einziganständige als etwas Gemeines, das Einzigvernünftige als etwas Irrsinniges vorkommt.

ERNST: Macht es dir Spaß zu erfahren, daß auch meine Geduld Grenzen hat?!

PAUL: Wenn ich deinen stummen Vorwurf ertragen konnte: dein Zorn wird mich gewiß nicht zurückschrecken. Du mußt mich ruhig anhören, Ernst.

ERNST: Ich muß!!

PAUL: Mir fällt die Beichte auch nicht leicht. Über die Vergangenheit durften wir schweigen; die Zukunft muß geklärt werden. Ja, muß. — — — Vor allem: ich habe Mar ... ich habe deine Frau nicht verführt. Ich habe sie erobert — (erhebt die Hände und läßt sie wieder fallen) unbewußt! Gegen den eigenen Willen vielleicht. Und — durch einen Händedruck, durch einen nichtigen gemeinsamen Gedanken — haben wir einander angehört, lange bevor wir es selbst geahnt.

ERNST (fährt nervös über die Stirne).

PAUL: Wir haben das immer steigende, immer leichter siegende Gefühl ängstlicher vor uns verheimlicht, als vor dir. Wir haben uns nicht vor dir gefürchtet, nur vor uns selbst geschämt. Weil es einem so unerbittlich eingetrichtert wird, daß diese Neigung eine Gemeinheit sei. Weil das alle Lehrbücher und alle Romane im schönen Einklang lehren.

ERNST: Gespenster für Kinder, was?

PAUL: Gewiß. Oder hat Marie auch ihre Ge-

Digitized by Google

fühle von morgen dir vermählen können?! . . . Und war darin, daß du mir — der Mann dem Manne — die skeptische Überlegenheit dem wilden Temperament — etwas zu sagen hatte — und umgekehrt — — war in dieser Tatsache das Versprechen inbegriffen, daß mir eine Frau, die zufällig deine Gattin ist, nichts bedeuten darf?

ERNST: Warum hast du mir . . . diese einfache Wahrheit . . . nicht damals verkündet?

PAUL: Das ist der einzige Vorwurf, der mich gerechterweise trifft. Aber . . . damals . . . wußte ich selbst nicht Bescheid. — Euer moralisches Irrlicht hat auch mich verblendet. — Und dann . . . der Zufall kam mir zuvor . . . Ich leugne es nicht . . . in dieser Nebensächlichkeit hatt ich unrecht. Und doch ist nur das von Belang, was nachher geschah. Marie und ich: wir hatten uns lieb. Du hast diese Tatsache . . . erfahren. Was war zu tun? — — Ich frage dich, was war zu tun?! —

ERNST: Dir ist die Antwort doch geläufiger.

PAUL: Du hast deiner Frau vergeben. Weil so mancher Mohr seine reine Desdemona erdrosselt, kamst du dir als ein Held vor, der vergibt. Ein Mensch, der menschliche Schwächen lächelnd versteht . . . Die Pose war gefällig und verbarg — den maßlosen Eigennutz, der eine Frau ruhig seiner Bequemlichkeit opfern konnte. Der sich wenig darum kümmerte, daß die Frau ihrem Manne folgen soll — dem Manne, den sie liebt — und nicht dem sie zufällig angetraut ist.

ERNST: Es ist genug. Ich verstehe wohl, daß du mich einfach aus dem Spiele läßt, doch ist . . .

Digitized by Google

PAUL (unterbricht ihn): Wenn ich zu wählen hätte, daß einer von uns — ich oder du — unglücklich werden muß: ich würde mich vielleicht opfern. Vielleicht. Ich weiß es nicht. — — Aber die Zukunft Mariens ist zu entscheiden. Da wäre ein Erbarmen schlecht angebracht.

ERNST: Es scheint, daß ich in der Tat der größere Egoist bin. Ich will diese Unterredung nicht weiter führen. Sie langweilt mich oder . . . ich will nicht, und damit Punktum. Marie bleibt selbstverständlich bei mir. Und wenn du darüber noch eine Silbe sprichst, würde ich fast bedauern, daß ich dich überhaupt angehört habe!

PAUL: Dann muß ich — leider — klarer werden. — Versteh mich recht: ich verlange nichts, was dir gehört. — (Ernst sieht ihn fragend an.) Du hast Marie verziehen, und sie will jetzt deine treue Gattin sein. Ja, das will sie gewiß. Und ohne Zweifel will sie ihrer „Pflicht" gehorchen. — Nur glaub ich nicht, daß sie das kann. Ich glaube vielmehr, daß sie dich betrügt. — Noch immer betrügt. — Von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde. — Um dir Liebkosungen sagen zu können, muß sie erst meinen Namen unterdrücken; — und wenn du ihre Wangen streichelst, und wenn sie ihre Augen schließt, erscheint ihr mein Bild! — Weil sie mir gehört!! — Daß sie mich nicht sieht, daß sie mich nicht spricht: was liegt daran?! — — — Nichts fordere ich, was noch dir gehört . . . (Pause.)

ERNST (erhebt sich, muß sich mit der linken Hand an den Griff des Lehnstuhls stützen, — und sagt leise, fast heiser, ohne Paul anzusehen): Das ist zu viel . . .

Digitized by Google

PAUL: Ich tu dir weh ... Du grollst mit Recht ...

ERNST (schüttelt lebhaft die rechte Hand und sagt, mit unterdrücktem Schluchzen, die einzelnen Sätze schreiend, abgehackt): Ich grolle nicht mehr! — Die Arznei hat genützt! — Bei Gott! du hast mich überzeugt! — — Marie soll verfügen über sich! — Sie soll entscheiden, ob sie mit dem ... wahrhaftigen Menschen ziehen will, oder hier bei dem Egoisten bleibt?! — Sie soll entscheiden! Jetzt! Sofort! — — Mit keinem Wort will ich ihr zureden! — Und wen sie auch wählt — auf unsere unzerstörbare Freundschaft versprech ichs! — ich werde mich fügen! — Jetzt, nicht wahr, jetzt gefall ich dir?! — ...

PAUL (mit gesenktem Haupte): Jetzt, da du der Stärkere geworden, ist der Spott wohl überflüssig ...

ERNST (gefaßter): Ich schicke dir Marie ... (Will gehen.)

PAUL: Du holst Marie —

ERNST (schüttelt den Kopf, wieder ganz ruhig): Nein. — Das hätte keinen Sinn. — Ich bin nur über meine Worte, nicht über meine Mienen Herr. — Und ich will ihr Urteil. Nicht ihre Gnade. — (Er geht durch die linke Tür rasch ab. Paul steht eine Weile regungslos da. Dann geht er, die Hände rückwärts geschlossen, mit gesenktem Haupt, langsam in dem Zimmer auf und ab. Bleibt wieder nachdenklich bei dem Schreibtisch stehen; bemerkt dort Mariens Photographie. Er schaut das Bild, ohne es in die Hand zu nehmen, lange an. Seine Mienen werden heller, sein Blick wird lächelnd — er hebt plötzlich trotzig den Kopf und geht von nun an mit festen Schritten auf und ab. Wie er gerade der rechten Seite der Bühne zugewandt ist, erscheint in der linken Tür Marie. Sie schließt leise die Tür und bleibt stehen. Ihr Auftreten ist erschrocken, traurig, verlegen. Bei seiner nächsten Wendung erblickt er sie. Paul kann seinen Gang nicht fortsetzen. Er schaut sie lange, lange an und beherrscht nur

Digitized by Google

schwer seine Rührung. Marie läßt unter dem Bann seines Blickes langsam den Kopf sinken. Er kommt dann einige Schritte vor und stammelt, kaum vernehmbar): Marie . . . (Dann läuft er zu ihr, ergreift wild ihre Hände, küßt lange leidenschaftlich ihre rechte Hand und sagt wieder fast atemlos): Marie, Marie . . . (Sie kommen schrittweise gegen die Mitte der Bühne.)

MARIE: Ernst hat mir befohlen, daß ich zu dir kommen soll . . .

PAUL: . . . Weißt du noch nicht, was ich dir sagen darf?

MARIE (schüttelt den Kopf): Ernst war erschöpft und aufgeregt; ich wagte nicht, ihn erst zu fragen. Ist denn so schrecklich die Kunde, die du bringst?

PAUL: Schrecklich — vielleicht — für ihn; herrlich für uns!

MARIE: Das ist nicht möglich, Paul. — — Was ihn betrübt, kann mich nicht entzücken.

PAUL (nachdem er sie zärtlich zum Sitzen zwingt, nimmt er ihr gegenüber Platz): Ich kann dir jetzt — in der Eile — nicht alles erzählen. Nicht einmal andeuten, was ich in dieser zeitlosen Zeit durchgemacht. — — Wie ein feiger Schulknabe bin ich geflohen, der seinen Lehrer hintergangen . . . Das Bewußtsein einer Niederträchtigkeit hat mich von einem Ort zum andern gejagt, und erst in den letzten, in den allerletzten Tagen sah ich klar — dann aber klar und sicher für alle Zeiten: — — nicht was ich getan, was ich unterlassen: ist die Gemeinheit — — Es war mein Recht, dich ihm zu nehmen; daß ich dich . . . doch nicht behalten habe, war unverzeihlich! — Das will ich gut machen. Darum komme

Digitized by Google

ich und hole dich! Das hab ich Ernst gesagt — und du darfst mir folgen!

MARIE (sagt diese Worte wie auch das folgende in einem müden, aber sicheren Tone): Ich bleibe hier . . .

PAUL (mit überlegenem Lächeln): Du verstehst mich falsch! Ich denke nicht an eine Flucht! Ich habe Ernst alles mitgeteilt! Und er selbst sieht es ein: es ist das beste für dich, für mich, und schließlich auch für ihn, wenn du dem angehörst, den du liebst!

MARIE: Darum bleib ich hier . . .

PAUL: Das ist nicht wahr! Du willst dich betrügen — um ihm treu zu sein! Du willst einem Begriff, einem Phantom das Leben opfern! — Das Leben, Marie, das einmal vorüberschreitet, kommt nicht mehr zurück. Und eine einzige versäumte Stunde des Glückes bringen hundert Tage der Reue nicht ein!

MARIE: Ich hab ihn lieb . . .

PAUL: Du warst mein, Marie, weil du ihn nicht mehr geliebt!

MARIE (nickt): Ich war dein. Weil ich noch nicht gewußt, wie ich ihn liebe . . .

PAUL (mustert sie mißtrauisch): Hast du dich . . . vielleicht . . . in diese Heldenrolle vernarrt? Hat er dich zurückerobert, weil er . . . vergeben konnte?

MARIE: Er hat mir nicht vergeben. Er hat nur mit einem Worte angedeutet, daß wir die alten sind, mit . . . mit einem Worte . . . von solcher Einfachheit, daß ich es schon vergessen konnte . . .

PAUL (zärtlich, vorwurfsvoll): Marie, Du hast mich geliebt . . .

MARIE (schüttelt traurig den Kopf).

Digitized by Google

PAUL: Deine Blicke und deine Worte, dein Lächeln und dein Schluchzen: alles, alles hat mir versichert, daß du mich liebst . . .

MARIE: Du sprichst von mir? . . .

PAUL: Marie!

MARIE: Wie die Jahre vergehen! . . .

PAUL (erschrocken, befremdet, wild): Ich habe . . . in diesen sieben Monaten . . . die Tage gezählt!

MARIE: Dann sprichst du von einer anderen Frau . . .

PAUL: Marie! Wenn du diese Vergangenheit verleugnest! — —

MARIE: Bleibt mir die Gegenwart . . .

(Pause.)

PAUL (hebt die Hände empor und läßt sie dann schlaff herunterfallen): Nun ist meine Beredsamkeit zu Ende. — — — Es tut mit leid . . . Ich hätte . . . ihm . . . diese schwere Stunde ersparen können — —

MARIE: Die schwere Stunde war nicht vergebens. Du wirst dein Los jetzt leichter tragen können. — Da du doch weißt, daß ich deine Liebe nicht mehr verdiene . . .

PAUL (hält die Augen mit der rechten Hand zu, verzweifelt): Marie!

MARIE: Man verdient eine Liebe nur, indem man sie erwidert . . . Du wirst dir sagen: es war ein Traum . . .

PAUL (sieht sie plötzlich wild, fast verstört an).

MARIE (etwas verlegen): Vielleicht findest du ein Wort, das weniger banal ist . . .

PAUL (sieht sie ununterbrochen an).

Digitized by Google

MARIE: Es war doch keine Wirklichkeit, die du jetzt verlierst . . .

PAUL (lacht wild auf).

MARIE (sehr befremdet): Was lachst du denn?

PAUL: Es ist zu . . .! Fast dasselbe habe ich deinem Mann eben erklärt! Ich wollt ihn auch damit beruhigen, daß nichts mehr ihm gehört, was ich zu fordern kam! . . . Ein Kind müßte sich schämen, daß es so oberflächlich denkt!! — Was ist denn los, wenn man die Wirklichkeit verliert?! Die Wirklichkeit, die mein war! Mein Eigentum! Bis zum letzten Augenblicke des Verlustes: mein! — — Unheimlich ists nur, wenn man Träume verliert . . .

MARIE (besänftigend): Paul — —

PAUL: Wenn nicht nur die Gegenwart mit einem Schlage inhaltsleer wird — wenn man auch die reichste Vergangenheit hergeben soll . . . Träume . . . nur Träume sind unersetzlich — —

MARIE: . . . Siehst du, Paul . . . Ich habe . . . trotz alledem nichts bereut . . .

PAUL (achtet nicht auf sie, ruhig, wie für sich): Daß man sich einer so tiefen, schrecklichen Erkenntnis nicht langsam nähern kann! Nein, auf einmal steht sie vor uns da . . .

MARIE (lauter, fast hart): Paul, soll ich jetzt gehen?

PAUL (schaut sie einen Augenblick an; dann sehr traurig): Ich sprach von einer anderen Frau . . .

MARIE (stürzt zur linken Tür; bleibt dort stehen; sieht Paul lange, wehmütig an; sagt kaum hörbar): Leb wohl . . . (dann geht sie rasch ab).

PAUL (sitzt regungslos in dem Fauteuil).

(Pause.)

Digitized by Google

ERNST (kommt durch die linke Tür, bleibt nach einigen Schritten stehen. Zögert ein wenig, und sagt dann mit unterdrücktem Frohlocken): Sie bleibt bei mir . . .

(Pause.)

PAUL (nickt; ohne ihn anzusehen; langsam): Sie . . . bleibt . . . bei . . . dir . . . (Pause. Atmet tief auf, erhebt sich): Ich gehe schon . . . (Geht nachdenklich zur Mitteltür.)

ERNST (wie Paul schon bei der Türe ist): Paul! — Wollen wir nicht zum Abschied . . . uns die Hände reichen? (Er streckt ihm treuherzig die Hand entgegen.)

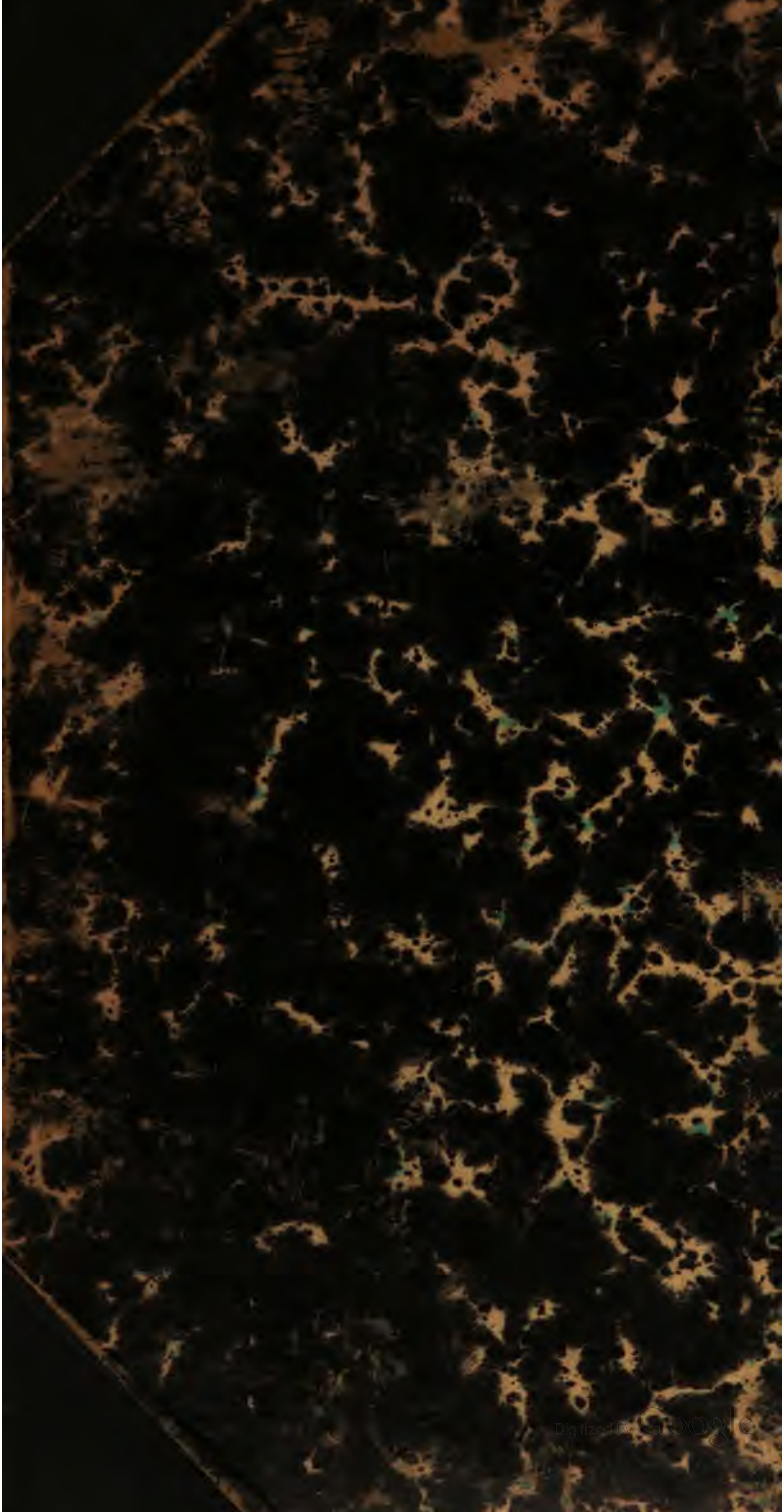
PAUL (wendet sich um, schaut ihn lange an; geht mit langsamen Schritten zu ihm, und sagt, ihm kräftig die Rechte schüttelnd): Ich will vergessen, daß — du — sie — mir — geraubt! (Während er mit festen Schritten durch die Mitteltür abgeht, fällt der Vorhang.)

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C035393923

Digitized by Google